SPIEGEL-Gespräch

„Unseren eigenen Weg finden“

Ugandas Präsident Yoweri Museveni über westliche Hilfe, Stammesdenken und den Krieg in Zaire

SPORTSPHOTO AGENCY

Yoweri Museveni

ist Präsident von Uganda und einer der Staatsmänner, mit denen sich neue Hoffnung für Afrika verbindet. Er machte das von den Diktatoren Idi Amin und Milton Obote ruinierte Land zum wirtschaftlich erfolgreichsten südlich der Sahara: Uganda – 19 Millionen Einwohner und etwa so groß wie die alte Bundesrepublik – verzeichnet jährlich Wachstumsraten bis zu zehn Prozent. Museveni verordnete dem Land ein radikales Sparprogramm: Die Zahl der Ministerien wurde halbiert, 15 000 Stellen im Öffentlichen Dienst fielen weg. Parteien sind in Uganda ausgeschaltet, aber der Präsident und das Parlament stellen sich in einer relativ freien Personenwahl dem Volk.

Bei der Krise im Gebiet von Afrikas Großen Seen spielt Museveni eine Schlüsselrolle: Er unterhält enge Beziehungen zu den herrschenden Tutsi in Ruanda; deren Verteidigungsminister Paul Kagame ist ein Schulfreund und Kampfgefährte aus der Zeit der Rebellion gegen Ugandas Regierung in den achtziger Jahren. Auf der anderen Seite pflegt Museveni den Kontakt zum Zaire-Herrscher Mobutu. Er hat den kranken Diktator in der Schweiz und in Frankreich angerufen und hält sich bereit, im Krieg in Ost-Zaire zu vermitteln. Der Konflikt könnte auf ganz Zentralafrika übergreifen. Ende vergangener Woche eskalierten Kämpfe zwischen Tutsi-Rebellen und Hutu-Milizen in Zaire. Durch das Grenzgebiet irrten Hunderttausende Flüchtlinge.

Museveni, 52, entstammt einer Viehzüchterfamilie aus Südwest-Uganda vom Stamm der Bahima, der den Tutsi verwandt ist. Nach dem Besuch der Oberschule studierte er in Daressalam (Tansania) Politologie und Wirtschaftswissenschaften – typischer Werdegang für den Vertreter einer neuen Generation afrikanischer Führer, die nicht mehr in Europa oder Amerika ausgebildet wurden.

SPIEGEL: Herr Präsident, die Rebellen im Osten Zaires haben erreicht, was Uno, westliche Geberländer und internationale Hilfsorganisationen in mehr als zwei Jahren nicht geschafft haben: Eine halbe Million Flüchtlinge kehrten in ihre Heimat zurück. Ist das ein Beispiel für eine afrikanische Lösung, die Schule machen sollte auf dem Krisenkontinent?

Museveni: Die Rückkehr der Flüchtlinge ist eine große Niederlage für jene, die immer noch koloniale Ambitionen pflegen. Die Menschen haben mit den Füßen abgestimmt. In gewissem Sinne war es eine hausgemachte Lösung. Noch besser wäre es gewesen, statt der Rebellen hätte eine gemeinsame Interventionstruppe der afrikanischen Staaten die Rückführung übernommen.

SPIEGEL: Von dieser afrikanischen Eingreiftruppe wird seit Jahren nur geredet. Die regionalen Führer, die vor drei Wochen in Nairobi zusammentrafen, um die Krise im Gebiet der Großen Seen zu lösen, baten wie immer die internationale Gemeinschaft um Hilfe.

Museveni: Die meisten afrikanischen Regierungen verfügen über äußerst knappe Staatsbudgets und stehen außerdem noch unter den von der Weltbank auferlegten Beschränkungen. Eine Friedensmission kostet viel Geld.

SPIEGEL: Fehlt es nicht auch an Initiative und Selbstbewußtsein?

Museveni: In Afrika ist die Einstellung verbreitet, daß ohne die Europäer und Amerikaner nichts läuft. Die westlichen Länder reden ständig von Hilfe. Dort ist das große Geld. Die Afrikaner nähmen es ihren Politikern übel, wenn sie diese Hilfe nicht abrufen würden.

SPIEGEL: Afrikas Staatschefs unter Druck ihrer eigenen Bevölkerung?

Museveni: Genau. Wenn ich mich den Hilferufen nicht anschlösse, würde mein eigenes Volk sagen: Dieser Mann handelt nicht in unserem Interesse.

SPIEGEL: 1990 begannen die heute in Ruanda regierenden Tutsi-Rebellen ihren Feldzug gegen die damals herrschenden Hutu von ugandischem Territorium aus. Seitdem gelten Sie als eine Art Übervater aller Tutsi-verwandten Stämme in der Region. Zumindest sind Sie den Tutsi-Politikern in Ruanda eng verbunden. Welchen Rat geben Sie der dortigen Regierung, den Konflikt zu entschärfen?

Museveni: Die wissen selbst ziemlich genau, was sie zu tun haben. Die Völker im Nordosten von Zaire brauchten nicht von Ruanda aufgestachelt zu werden. Sie haben den Aufstand begonnen und sich zur Wehr gesetzt, weil sie ausgerottet werden sollten.

SPIEGEL: Es heißt, Laurent Kabila, der Chef der Rebellen-Koalition im Osten Zaires, gehe in Ihrem Amtssitz in Kampala ein und aus.

Museveni: Das ist ein Märchen. Ich kenne Kabila aus meiner Emigrantenzeit in Tansanias Hauptstadt Daressalam. Ende der siebziger Jahre nahm ich dort Kontakt mit ihm auf, denn ich wollte damals

Das Gespräch führten Redakteurin Almut Hielscher und SPIEGEL-Mitarbeiter Christoph Plate in der ugandischen Hauptstadt Kampala.